



Dann muss plötzlich alles ganz schnell gehen. Raus aus dem Maisfeld, rein in das Auto. Das Peng-Kollektiv bringt Menschen auf der Balkanroute über die Grenzen. Das ist riskant. Nicht zuletzt für die Aktivisten selbst



Unterwegs. Im Maisfeld trifft die Gruppe auf Syrer. Das Bild oben links zeigt, wie sich Fluchthelfer und Flüchtlinge am Ende verabschieden.

Fotos: Chris Grodotzki/jib collective

Die Fluchthelfer

VON VERONICA FRENZEL

Die drei Deutschen sitzen auf Bahngleisen, über die nur noch selten ein Zug von Serbien nach Ungarn rollt. Mit fast hundert Flüchtlingen haben sie in den vergangenen Stunden gesprochen. Es waren Menschen dabei, die vor Erschöpfung grau geworden sind. Solche, die Kinder hinter sich herziehen, und Menschen, die kein Gepäck hatten, aber viel Angst vor der Polizei. Menschen, denen die drei Deutschen helfen könnten, helfen wollten, waren noch nicht dabei.

Es ist ein Mittwoch im Herbst. Die Deutschen, zwei Männer, eine Frau, alle Mitte, Ende 20, in Jeans und Kapuzenpullis, sind Aktivisten vom Berliner Peng-Kollektiv, das seit Jahren Kampagnen zu sozial- und umweltpolitischen Themen lanciert. Im Sommer haben sie auf einer Webseite und mit Plakaten zur Fluchthilfe aufgerufen. Jetzt wollen sie es selbst tun. Das ist illegal. Wer Flüchtlingen ohne Einreiseerlaubnis bei einem Grenzübergang hilft, dem drohen in Deutschland laut Paragraph 96 Aufenthaltsgesetz wegen „Einschleusens von Ausländern“ bis zu zehn Jahre Gefängnis, in Ungarn bis zu fünf. Deshalb kommen sie in diesem Text nicht mit ihren richtigen Namen vor, sondern als Konstantin, Teresa und Jörg.

An diesem Herbsttag ist Ungarns Grenze zu Österreich geschlossen. Die Balkanroute, entlang derer zehntausende Menschen nach Europa ziehen, hat sich noch nicht nach Kroatien und Slowenien verlagert, sondern führt genau durch das ungarische Örtchen Röszke, immer an den Gleisen lang. Konstantin, Teresa und Jörg sind mit zwei Autos gekommen, einem großen, silbergrauen Mietwagen mit getönten Scheiben und einem kleinen Opel. Auf der Rückbank des Mietautos ist Platz für höchstens vier Personen. Der Opel soll vorausfahren und nach Polizeikontrollen Ausschau halten.

Frühmorgens haben sie die Autos am Rand einer Straße geparkt, die auf ungarischer Seite parallel zur serbischen Grenze verläuft. Auf dem Armaturenbrett des Mietwagens liegt zur Tarnung ein Schild mit der Aufschrift „Presse“. Einer kleinen Familie zu helfen, sagten sie, das wäre ideal. Nun warten sie auf diese Familie. Bisher haben sie nur Gruppen von mehr als vier Leuten gesehen. Und viele junge Männer. Die, glauben sie, werden es allein schaffen. Wie auch alle Syrer, weil für sie zu diesem Zeitpunkt noch das Dublin-Abkommen ausgesetzt ist, wonach jeder Flüchtling in Europa in dem Land Asyl beantragen muss, das er zuerst betritt, selbst wenn er woandershin möchte.

Auf dem Weg von Deutschland nach Röszke hatte Konstantin gesagt: „Ich will an die Grenze, weil ich den Geflüchteten helfen möchte.“ Das Wort Flüchtling benutzt er nie, er findet, die Endung „-ling“ klinge abwertend. Er sprach vom Recht auf Bewegungsfreiheit, von Flüchtlingslagern, die aussehen wie Gefängnisse. Er sagte: „Fluchthilfe ist auch Protest.“ Gegen Grenzen. Weil Protest nur mit Publikumsfunktioniert, hat er eingewilligt, dass

ihn eine Journalistin begleitet. Jetzt, auf dem Gleis, wirkt er überfordert von der Entscheiderrolle. Die Frage, welche Flüchtlinge kommen sollen, hat er doch für sich beantwortet: alle. Und nun soll er ein paar Menschen herausgreifen?

Ein schmaler Junge kommt zu den drei Deutschen auf die Bahngleise. „Kennt ihr die Tankstelle, wo die Schlepper warten?“, flüstert er. Sein Gesicht ist schmutzig, er trägt kaputte Gummisandalen und einen viel zu kleinen hellblauen Pullover mit dunkelblauem Herz darauf. Anstatt zu antworten, stellt Konstantin Fragen. „Woher kommst du? Mit wem bist du unterwegs?“ Der Junge dreht sich um. Hinter ihm, im Halbschatten eines Buschs, stehen noch drei Jungs mit schmutzigen Gesichtern und kaputten Schuhen. Er sagt, „das sind mein Bruder und zwei Freunde, wir sind aus Afghanistan“.

Vorsichtig kommen die anderen Jungen auf die Deutschen zu. Der Junge mit dem hellblauen Pullover ist der Einzige, der Englisch kann. Konstantin fragt weiter, der Junge antwortet. Dass sie aus Kundus kommen. Dass sie dort vor 32 Tagen aufgebrochen sind. Dass sein Bruder mal als Übersetzer für die deutschen Truppen gearbeitet hat und vor drei Jahren, als

er den Job verlor, das Land verließ, aus Angst vor den Taliban. Dass die Islamisten später auch die übrige Familie bedrohten. Dass er deshalb beschloss, mit dem 14-jährigen Bruder und zwei Freunden abzuwandern. Dass die Eltern sich zu alt fühlten für die Flucht.

Dann will Konstantin wissen: „Wohin wollt ihr?“ – „Nach Frankfurt“, sagt der Junge und strahlt. Konstantin blickt fragend zu Teresa und Jörg, die noch immer auf den Gleisen sitzen. Die vier schmalen Jungs würden auf die Rückbank des Mietwagens passen. „Lasst sie uns mitnehmen“, raunt Konstantin. „Wir finden ja doch keine Kleinfamilie.“ Teresa atmet laut aus, Jörg zündet sich die nächste Zigarette an. Die beiden schauen sich an. Nicken langsam. Und schon verkündet Konstantin den Afghanen: „Wir bringen euch nach Deutschland.“ Der Junge mit dem hellblauen Pullover, der gerade noch entspannt gelächelt hat, kneift jetzt Augen und Mund zusammen, starrt Konstantin herausfordernd an, als würde er sich rüsten für das Feilschen um den Preis.

„Wir wollen kein Geld, wir wollen euch helfen“, sagt Konstantin. Der Junge schaut verwirrt. Konstantin redet weiter. Ein wenig hektisch. Erklärt, dass eine Journalistin über die Fahrt berichten will, dass ihre Identität aber geschützt bleibe. Der Afghane nickt. Konstantin fährt fort. „Wenn die Polizei uns aufhält, sagt ihr, dass wir euch auf der Straße aufgegriffen haben. Sagt niemals, dass wir euch angesprochen haben.“ Er geht auf die Afghanen zu. „Wir kommen sonst ins Gefängnis.“

Ein paar Tage zuvor sind vier junge Wiener in der Nähe vom Bahnhof in Budapest festgenommen worden, die Flüchtlinge nach Österreich bringen wollten. Erst als der österreichische Außenminister sich einschaltete, kamen sie wie-

der frei. In Deutschland sitzen Menschen, die Flüchtlinge über die Grenze mitgenommen hatten, tagelang in Untersuchungshaft. Während Konstantin mit den Afghanen spricht, gehen Teresa und Jörg zu den Autos. Sie werden gleich Bescheid sagen, wenn keine Polizisten auf der Straße sind. Ein paar Minuten nach ihnen gehen auch Konstantin und die Afghanen die Böschung hinab, hinein in ein vertrocknetes Maisfeld. Über ihnen knattert ein Polizeihubschrauber.

Ein paar Meter sind sie zwischen den dürren Maisstangen entlangelaufen, als plötzlich eine Großfamilie hinter ihnen ist. Eine junge Frau, drei Jugendliche, zwei alte Männer. Schweigend folgen sie Konstantin durch das Feld. Der versucht sie zu ignorieren. Was soll er tun? Versuchen, sie zur Tankstelle, zu den Schleusern zu bringen? Sie wegschicken, weil sie ihren Plan durchkreuzen könnten? In der Mitte des Felds hockt Konstantin sich auf die trockene Erde, gibt den Afghanen ein Zeichen, es ihm gleichzutun. Hier will er auf das Kommando seiner Freunde warten. Auch die Großfamilie duckt sich. Die trockenen Blätter der Maispflanzen rascheln laut. „Bringst du uns hier raus? Ohne Fingerabdrücke?“, fragt die junge Frau flüsternd.

Konstantin lächelt unsicher und weicht ihrem Blick aus. Startet auf sein Handy. „Woher kommt ihr?“, fragt er nach einer Weile. „Syrien.“ Konstantin schließt die Augen. Er denkt an das überfüllte Flüchtlingslager von Röszke, an die Polizisten mit den Schlagstöcken. Am Vormittag hat er gesehen, wie ungarische Polizisten Flüchtlinge durch ein Sonnenblumenfeld gejagt haben. Wie im Krieg, fand er. Jetzt schweigt er, zupft Blätter von einem Maiskolben. Später wird er sagen, dass ihm der Plan, keine Syrer mitzunehmen, in diesem Moment zynisch erschien.

Nach einer halben Stunde ruft Teresa an. Die Straße ist frei. Dann geht alles sehr schnell. Konstantin sagt zu der jungen Syrerin, er könne ihrer Familie leider nicht helfen, wünscht ihr viel Glück. Läuft los. Die Afghanen hinterher. Durch das Maisfeld, über den Feldweg auf die Straße, zu den Autos. Am Steuer des Mietwagens sitzt Jörg, auf dem Beifahrersitz Teresa. Konstantin führt die Afghanen zur geöffneten Hintertür, drängt sie hinein. Setzt sich ans Steuer des Opels, der vor dem Mietwagen steht. Fährt los. Langsam. Soll ja nicht aussehen, als sei er auf der Flucht.

Als er die Autobahn erreicht hat, ruft er Teresa an: „Habt ihr mit Max gesprochen?“ Max, auch Peng-Aktivist, ist das Back-Office in Berlin. Alle paar Stunden wird Teresa ihm von jetzt an mitteilen, wo sie sind. Läuft etwas schief, wird er den Anwalt einschalten. Für solche Fälle hat das Kollektiv Spenden gesammelt, fast 18.000 Euro. Draußen ziehen hellbraune Sonnenblumenfelder und Äcker vorbei. „Echt ein Scheißgefühl, all diese Menschen zurücklassen zu müssen.“ Dann redet er schnell weiter. Nichts machen sei aber auch keine Alternative. „Wir sind nicht machtlos. Wir haben einen Handlungsspielraum, um die Gesellschaft zu gestalten, und den will ich nutzen.“

Auf dem Weg zur österreichischen Grenze schweigt er lange, schaut immer wieder nervös in den Rückspiegel. Fährt ein Wagen hinter ihm, fürchtet er, es könnten Zivilpolizisten sein. Nach zwei Stunden meldet Teresa, dass alle vier Af-

ghanen eingeschlafen sind. Es dämmt, als Konstantin die vorletzte Abfahrt vor der österreichischen Grenze erreicht. Am Vorabend haben sie vereinbart, dass die Flüchtlinge über die Grenze laufen sollten. Ein deutscher Rentner, den sie in Röszke kennengelernt hatten, der seit Tagen in seinem Neunsitzer Flüchtlinge nach Österreich brachte, riet ihnen dazu. Er sagte, an der Grenze in Ungarn seien Polizisten unterwegs. Auf Google-Maps zeigte er ihnen eine kleine Straße, die in einer Kurve ganz dicht an der Grenze ent-

langführt, bevor sie hinüber nach Österreich biegt, mitten in einen Windpark. Einer von ihnen solle mit den Flüchtlingen nach Österreich laufen. Dort würden die anderen beiden alle wieder einsammeln.

Als Konstantin den alten Opel an der vereinbarten Stelle anhält, trommeln Regentropfen auf die Karosserie. Die roten Lichter der Windräder blinken in die Nacht. Er ruft Teresa an. „Alles frei.“ Fünf Minuten später stoppt der silberne Mietwagen vor dem Opel. Und wieder geht es ganz schnell. Teresa springt aus

ANZEIGE

MARLEY SPOON

ENTDECKE DIE KOCHBOX

Frische Zutaten & leckere Rezepte
bequem zu dir nach Hause

25€
GUTSCHEIN

NUR BIS
31.12.2015

✓ Spare dir Zeit und Stress
Rezepte, Einkauf und Lieferung
übernehmen wir.

✓ Genieße mit gutem Gewissen
Du kochst ausgewogen und lecker
mit frischen Zutaten.

✓ Werde zum Koch-Profi
Lerne dabei neue Rezepte und
Kochtricks kennen.

Jetzt Kochbox bestellen und 25€ sparen* auf
www.marleyspoon.de

CODE:
TA48PAF

*Gutschein nur für Neukunden. Gültig bis 31.12.2015. Es gelten die AGB der MarleySpoon GmbH.